

## Kulturen fließen ineinander – und wie!

### Das Berliner Lernhaus lud Ende Januar 2008 zu einem öffentlichen Workshop über Transkulturalität

„Kulturen bekämpfen sich nicht, sie fließen ineinander“, schreibt der Schriftsteller Ilija Trojanow in seinem neuesten Buch „Kampfabsage“. Um das zu demonstrieren, lud das Berliner Lernhaus Ende Januar zu einem weiteren öffentlichen Workshop zum Thema Transkulturalität. Der Begriff war bewusst gewählt. Denn der Transit darin, der Durchgang, das Fließen, beschreibt präziser als die verwandten Worte „Interkulturelles“ oder „Multikulti“, was passiert oder besser gesagt passieren sollte, wenn sich Menschen unterschiedlicher Herkunft in unseren heutigen globalisierten Gesellschaften begegnen. „Inter“ heißt „zwischen“, „Interkulturelles“ besagt also nur, dass zwischen Personen etwas passiert und nicht in ihnen. Und „Multikulturalität“ bedeutet noch weniger, nämlich das im besten Falle tolerante, meistens aber nur gleichgültige Nebeneinanderherleben von Menschen verschiedener Kulturen, die sich im Alltag wenig begegnen und noch weniger beeinflussen. In dem Begriff „Transkulturalität“ aber ist die potenzielle Lösung schon enthalten. Unter dem Dach dieses Wortes wird ein Raum für alle geschaffen, in dem MigrantInnen und Einheimische zusammenkommen und kulturelle Praktiken zusammenfließen können. Natürlich wird es weiter Probleme und Spannungen zwischen ihnen geben, oft auch aufgrund unterschiedlicher Wertvorstellungen. Aber diese Spannungen sind lösbar, weil niemand mehr darauf beharren muss oder beharren darf, die eigene Kultur gegen die andere zu verteidigen. Oder gar als höherwertige Leitkultur oder bedrohte Minderheitenkultur auszugeben.

Klingt wunderbar, nicht wahr? Aber ist das alles wirklich mehr als graue Theorie? Ist Transkulturalität auch im Alltag lebbar?



Carola von Braun von der  
Überparteilichen Fraueninitiative  
begrüßt die Teilnehmenden

Diese Frage wollten wir Lernhausfrauen zusammen mit dem Publikum beantworten. Und zwar nach guter Lernhaus-Tradition nicht nur in den üblichen Podiumsdiskussionen, sondern mit neuen teilnehmerzentrierten

Methoden. Auf dem Programm für die rund 50 Teilnehmenden, von Eren Ünsal „fachfraisch“ moderiert, standen diesmal thematische Gesprächsgruppen, Worldcafés und ein Lernspiel. Die Gesprächsgruppen drehten sich um drei Themen: Kulturkonflikte in der eigenen Biografie, Schwierigkeiten in bikulturellen Familien und Paaren, Alltagsprobleme von Konvertitinnen.

Um mit Letzteren zu beginnen: Im Berliner Lernhaus sind Konvertitinnen überproportional vertreten, mehrere Frauen sind zum Islam oder zu den Baha'í übergetreten. Vor allem die Neu-Musliminnen deutsch-christlicher Herkunft stoßen in der Öffentlichkeit auf viele Vorbehalte, in Presseberichten wurde ihnen mehrfach ein Hang zum Fundamentalismus unterstellt. Dabei gibt es unter ihnen wahrscheinlich dasselbe breite Spektrum von religiösen Praktiken und politischen Ansichten wie überall. Der größte Unterschied zu den in ihren Glauben Hineingeborenen dürfte wohl darin bestehen, dass die Neuen ihrer Gemeinde gegenüber stärker als die Alteingesessenen beweisen müssen, wie breit und tief ihre religiösen Kenntnisse sind. In der Arbeitsgruppe berichteten mehrere Konvertitinnen, dass sie weder in ihrer Herkunftsgruppe noch in ihrer neuen Glaubensgemeinschaft wirklich akzeptiert werden, obwohl sie gleichzeitig doch so etwas wie lebende Brücken sind und beide Seiten zur Annäherung bringen könnten. Eine junge Deutsche türkischer Herkunft erzählte, dass ihr deutscher Mann ihr zuliebe zum Islam konvertiert sei. Doch ihre Familie habe weder den Schwiegersohn noch sie selbst in ihrer Hinwendung zur deutschen Kultur akzeptiert, sie sei beinahe verstoßen worden und habe sich völlig zerrissen gefühlt. Ein alltäglicher Kulturkampf, der in einer Scheidung endete.

Dass die Alltagsprobleme bikultureller Paare oder Familien bisweilen heftig werden können, wurde auch in der zweiten Gesprächsgruppe deutlich. Die deutsche Lernhausfrau Katja Eichner, die mit einem Ägypter verheiratet ist, berichtete über die Irritationen, die ihre Tochter in der Schule auslöste: „Sie wird zweisprachlich erzogen, und in Ägypten ist es nun mal üblich, dass laut geredet wird. Also redet sie auch in der Schule laut. Mehrere Lehrerinnen beschwerten sich. Sie stellten mir die Diagnose, das Kind sei entweder hyperaktiv oder hochbegabt. Aber meine Tochter ist weder das eine noch das andere, sie redet eben nur so, wie sie es von zu Hause gewohnt ist!“



Workshop-Leiterin Ronith Krengel erzählt eine „transkulturelle“ Geschichte von Weihnukka

Die dritte Gruppe arbeitete nach der Biografiemethode von Ronith Krengel, die ebenfalls im Lernhaus engagiert ist. Die israelische Dramatherapeutin erzählte eine „transkulturelle“ Geschichte, und die Teilnehmenden

spielten sie mit offensichtlichem Spaß an der Sache nach. Die Fabel lautete folgendermaßen: Ein Verkäufer von Weihnachtsbäumen will seinen letzten Baum loswerden. Weil die Christen in seinem Dorf alle schon einen Tännchen haben, geht er ins jüdische Nachbardorf. Das sei ein Chanukka-Baum, erklärt er den verdutzten Juden, in Amerika werde das jüdische Lichterfest seit Neuestem mit einem Tannenbaum gefeiert. Die Leute, zuerst skeptisch, kaufen den Baum und behängen ihn dann immer begeisterter mit Chanukka-Utensilien. Bis ein anderer Jude sie aufklärt: Ach was, sie seien betrogen worden, auch in Amerika gebe es keine Chanukka-Bäume. Enttäuscht und beschämt gehen alle schlafen. Und erwachen am nächsten Tag von wunderbarem Vogelgezwitscher: Im „transkulturellen“ Weihnukka-Baum haben sich alle Vögel der Umgebung versammelt, weil es darin Schutz und Futter gibt.

Die kleine Geschichte, die merkten die Teilnehmenden beim Theaterspielen, trägt alle wesentlichen Elemente von Kulturkonflikten in sich: Bin ich offen gegenüber Neuem oder berufe ich mich auf meine Traditionen? Wenn ich das Neue übernehme, verrate ich dann meine Kultur? Oder denke ich das nur, weil mich die anderen als Verräterin behandeln? Wie viel Veränderung lässt mein Kulturkreis zu, wie wird darüber verhandelt, kann ich mich durchsetzen oder werde ich ausgestoßen?



Kulturwissenschaftlerin Christina von Braun im Gespräch mit Canan Korucu vom Lernhaus

Themen, die sich durch den ganzen Workshop zogen, auch durch das Podiumsgespräch mit der Kulturwissenschaftlerin Christina von Braun über ihr Buch „Verschleierte Wirklichkeit – Die Frau, der Islam und der Westen“. Der Untertitel stimmt

nicht ganz, denn auch das Judentum spielt in ihrem Standardwerk eine Rolle. Facettenreich und sehr differenziert berichtete die Professorin von der Berliner Humboldt-Universität, wie sehr sich die drei Religionen gegenseitig durchdrungen und beeinflusst haben. Und doch grenzen sich die Kulturräume des Judentums, des Christentums und des Islam scharf voneinander ab. Viele Gläubige projizieren das „Böse“, das sie in ihrer eigenen Kultur nicht wahrhaben wollen, auf die anderen. Zum Beispiel die Frauenunterdrückung. Im Abendland werde die Verhüllung der Frauen des Morgenlandes skandalisiert und die pornografische Entblößung der westlichen Frauenkörper als Fortschritt gefeiert, so Christina von Braun. Dabei sei das Kopftuch an sich ein „leeres Symbol“ und stehe für gar nichts. In vielen Regionen würden Kopftücher und Schleier getragen, in den alten Kulturen rund um das Mittelmeer ebenso wie im frühen Christentum oder heute noch in ländlichen

Gegenden des Westens. Ob eine Frau es freiwillig trage oder gezwungen, ob sie sich als Feministin oder Fundamentalistin definiere, könne man an dem Stück Stoff nicht ablesen.

Auf die Frage, ob es einen Dialog der Kulturen ohne gegenseitige Projektionen überhaupt geben könne, reagierte sie skeptisch. Das sei wahrscheinlich nicht möglich. Aber es sei eine Voraussetzung des Dialogs, diese oftmals nicht oder nur halb bewussten Projektionen ins Bewusstsein zu heben. Eben das leistet ihr Buch in herausragender Weise – und wer sich für das Thema interessiert, sollte es unbedingt lesen.



Auf dem Podium von links nach rechts: Birsen Ürek vom Kölner Begegnungszentrum für muslimische Frauen, Moderatorin Eren Ünsal, Hamideh Mohagheghi von der Muslimischen Akademie Deutschland, Lydia Nofal vom Verein Inssan

Den muslimischen Teilnehmerinnen der nachfolgenden Podiumsdiskussion gefiel diese „Dekonstruktion des Kopftuches“,

erfahren sie im Alltag deshalb doch immer wieder Diskriminierungen. „Kopftuch tragen und deutsch sprechen, das geht in der Vorstellung vieler Deutscher immer noch nicht zusammen“, bilanzierte Hamideh Mohagheghi von der neugegründeten Muslimischen Akademie in Deutschland ihre Erfahrungen. Auch Birsen Ürek vom Kölner Begegnungs- und Fortbildungszentrum für muslimische Frauen „möchte nicht auf das Kopftuch reduziert werden“. Sie organisiert interreligiöse Dialoge, stößt dabei auf viel Interesse, aber manchmal auch auf „Vorbehalte“ von islamischer Seite, die sich „nicht vereinnahmen lassen“ wolle. „Unsere Einrichtung“, so Birsen Ürek, „wird von strengen Moslems als zu emanzipatorisch eingestuft und von deutscher Seite manchmal als zu traditionell“. Und die deutsche Islam-Konvertitin Lydia Nofal vom Berliner Verein Inssan musste sich schon auf einer CDU-Veranstaltung sagen lassen, „ich sei keine Deutsche, weil ich Muslimin bin“.

Deutliche Zeichen, wie schwer es Kulturen haben, Andersartigkeit zu integrieren. „Viele Menschen tragen die Einflüsse verschiedener Kulturen in sich, aber sie sind sich dessen nicht bewusst“, so Lydia Nofal. „Den Begriff transkulturell finde ich viel sympathischer als inter- oder multikulturell“, befand Hamideh Mohagheghi. „Ich bin im Teheran aufgewachsen, meine Kindheit habe ich im jüdischen Viertel zugebracht, meine Jugend im armenischen. Auch im Iran gibt es viele Kulturen.“ Sie bedauerte sehr, dass „das Fließenlassen von der anderen Kultur in die eigene nicht gelingt“ und die Abgrenzungen in den letzten Jahren weltweit gewachsen seien. Moderatorin Eren Ünsal nahm das zum Anlass, über ihre eigene transkulturelle Identität als Tartarin, Türkin und Deutsche nachzudenken. „Identität ist auch von der Tagesform abhängig“, hat sie an sich

beobachtet. „Ich habe Tage, da fühle ich mich extrem deutsch, und andere, da kommt die Orientalin in mir hoch.“



### Lebhafte Diskussionen an den Tischen des World Cafés

Viel Stoff zum angeregten Weiterreden und Weiterdiskutieren. In den abschließenden „World-Cafés“ verteilten sich die Teilnehmenden an mehrere Kaffeetische und tauschten sich in kleinen Gruppen über das Gehörte und Gesehene aus. Eine gute Methode, fanden viele Gäste: „Auf

diese Weise kommen viel mehr Menschen zu Wort als in herkömmlichen Veranstaltungen.“



### Diese beim Lernspiel erbaute „transkulturelle“ Brücke ist nicht besonders stabil geraten

Der ganze nächste Tag war dem Lernspiel „Ekotonos“ gewidmet, in dem sich die Teilnehmenden einen simulierten Kulturschock aussetzten. „Das Ganze macht unglaublich viel Spaß, aber es hat einen ernsten Hintergrund“, gab Lernhaus-

Koordinatorin Christiane Klingspor gleich zu Anfang zu Bedenken. Sie teilte die Spielenden in drei verschiedene „Kulturen“ ein. Diese bekamen Kärtchen in die Hand, mit völlig unterschiedlichen, zum Teil sich sogar widersprechenden Regeln für ihr Verhalten, für Sprechweisen und Zusammenarbeit. Diese drei „Kulturen“ trafen nun aufeinander. Sie sollten, obwohl sie sich kaum bis gar nicht miteinander verständigen konnten, zwischen zwei Tischen eine Brücke aus Stricken, Büromaterialien und Papier bauen. Eine sehr schwierige „transkulturelle“ Aufgabe, die nur dann gelöst werden konnte, wenn sich die „Kulturen“ mit allen Mitteln der verbalen und nonverbalen Kommunikation gegenseitig ihre Regeln und Rituale erklärten. Denn nur dann war es möglich, aus drei verschiedenen „Regelgemeinschaften“ Regeln für alle zu destillieren und anschließend etwas zusammen aufzubauen.

„Das war richtig Arbeit!“, sagten einige später erschöpft. Nach zwei Stunden standen tatsächlich drei Brücken, aber besonders zufrieden mit dem Ergebnis waren die Brückenbauerinnen nicht. „Wir haben es nicht geschafft, gemeinsame Regeln aufzustellen“,

konstatierten die einen. „Ihr habt uns ja auch überrollt, ihr wart wie Invasoren!“, warfen die anderen ihnen vor. Migrantinnen fanden sich in der Rolle derjenigen wieder, die „ihre“ Kultur gegen die „Fremden“ verteidigten, und einheimische Deutsche fühlten sich, als seien sie eine Minderheit. Eine heilsame Erfahrung für beide Seiten, die mit viel Gelächter und Spaß an der Sache zur Kenntnis genommen wurde.

**Ute Scheub**

**Fotos: Dagmar Stratenschulte**

